



Newsletter vom 20. 12. 2020

Inhalt

Neustart nach Corona als Chance für die Schule	2
18.12.2020, Hanspeter Amstutz	2
Dem inneren Schmetterling Sorge tragen	4
Journal21, 13.12.2020, Carl Bossard	4
Umfrage: Schüler/-innen zeigen immer schlechtere Leistungen	5
Starke Schule beider Basel (SSbB) 16.12.2020, Michael Pedrazzi	5
Auswirkungen der Massnahmen der Corona-Epidemie auf Jugendliche	10
Condorcet Bildungsperspektiven 16.12.2020, Gastbeitrag von Allan Guggenbühl	10
Das System ist an der Grenze	12
Beobachter 23.11.2020, von Birthe Homann	12
«Jüngere Kinder brauchen die reale Klassenzimmersituation.»	12
«Anfang Woche ist es gekippt»	13
Tages-Anzeiger 12.12.2020, Zürich, Pascal Unternährer	13
Mehr Unterstützung bei Fernunterricht gefordert	14
NZZ 10.12.2020, Schweiz, Erich Aschwanden	14
Lehrstellensuche bereits ab der zweiten Oberstufe?	16
SRF News, 17.12.2020, Charlotte Jacquemart	16
Die Banalität des Blöden	17
NZZ am Sonntag 6.12.2020, Kultur, von Anna Kardos	17
«Es ist schon ein fragwürdiges Schulsystem»	19
Tages-Anzeiger 9.12.2020, Leserbrief	19
Der letzte Schrei German is too big to fail!	20
Lvb inform Dezember 2020, Philipp Loretz	20



Neustart nach Corona als Chance für die Schule

18.12.2020, Hanspeter Amstutz

Das Wesentliche liegt oft ganz nah

Starke innere Bilder können uns helfen, Durststrecken auszuhalten. Dieses Jahr haben wohl viele erfahren, welche Bilder und Vorstellungen uns Gelassenheit und Stärkung vermitteln. Mit dem besinnlichen Beitrag von Carl Bossard über ein Mädchen, das zu einem Schmetterling Sorge trägt, setzen wir gleich am Anfang einen Akzent, der uns daran erinnert, was im Leben von Bedeutung ist. Es ist nicht primär das grosse Bildungsprogramm, das Pädagogik Tiefgang gibt. Es ist die Achtsamkeit, die vertiefende Auseinandersetzung mit wesentlichen Dingen, die junge Menschen beflügelt und erfüllt.

Am Ende eines Jahres zieht man Bilanz, was es gebracht hat. 2020 wird zweifellos als aussergewöhnliches Krisenjahr in die Geschichte eingehen. Auch die Schule war davon stark betroffen. Wir erinnern uns an den Fernunterricht, der von den Lehrerinnen und Lehrern mit einem grossen Aufwand organisiert und mit viel Geduld durchgeführt wurde. Doch am Schluss zeigte sich, dass trotz aller Anstrengungen der Lerneffekt vor allem in der Primarschule sehr bescheiden war.

Corona macht schulische Dauerbaustellen wieder zum Thema

Auf der anderen Seite wurde uns bewusst, wie wichtig ein guter Präsenzunterricht ist. Das gemeinsame Lernen in einer Klassengemeinschaft bekam mit einem Mal wieder einen ganz anderen Stellenwert. Nicht die neuste digitale Technik ist entscheidend, wenn es um den Lernfortschritt geht. Vielmehr spielen lebendige direkte Instruktion, das spürbare Engagement einer Lehrpersönlichkeit im Schulzimmer und motivierendes Ermutigen im Unterricht eine entscheidende Rolle. Kaum jemand sprach in diesen Tagen von den vielen Kompetenzzielen des neuen Lehrplans, die erreicht werden sollten. Man war froh, wenn es einer Lehrerin überhaupt gelang, unter all den erschwerten Bedingungen ihre Klasse bei einigen wichtigen Themen bei Laune halten zu können.

Weit spannender als der Blick auf die vielen zerbrochenen Scherben des Coronajahrs ist das Vorwärtsschauen in die schulische Zukunft. Es gilt nun, nach den gemachten Erfahrungen klare Prioritäten bei den nächsten Schritten zu setzen. Wer mit Lehrpersonen spricht, kommt zum Schluss, dass sich in der Bildungspolitik einiges ändern muss, damit das Schulschiff wieder volle Fahrt aufnehmen kann. Die Coronakrise hat die bereits bekannten schulischen Defizite grell ins Licht gerückt und weitere Schwächen aufgezeigt. So war es alles andere als überraschend, dass verhaltensauffällige Schüler im Fernunterricht als erste abgehängt und schwächere Schüler zuhause kaum etwas Neues gelernt haben. Schon fast verzweifelt wurde angeregt, man solle für diese Schüler Fernlerngruppen mit spezieller Betreuung durch eine Heilpädagogin anbieten.

Überfüllter Lehrplan erweist sich als schwacher Bildungskompass

Wie sehr stark verhaltensauffällige Schüler, integriert in reguläre Klassen, zu schweren Belastungen der Lehrpersonen führen, wurde durch Corona nun auch vielen Aussenstehenden bewusst. Schulintern ist das Problem seit Jahren bekannt, doch es wird von den Bildungsverantwortlichen wie eine heisse Kartoffel behandelt. Ein anderer grosser Schwachpunkt betrifft das überladene Bildungsprogramm des neuen Lehrplans. Mit seiner Fülle an Kompetenzerwartungen hat sich der im Voraus gerühmte Bildungskompass in keiner Weise als hilfreich erwiesen. Halb verzweifelt jagen Lehrer auf der Mittelstufe den vielen Bildungszielen in den drei Sprachen nach und merken, dass sie aus dem Halb-batzigen nur herauskommen, wenn sie ganz vieles radikal über Bord werfen. Weiter zeigte sich mit aller Deutlichkeit, dass die viel gepriesenen didaktischen Konzepte des Selbstlernens bei einem Grossteil der Schüler völlig unbefriedigende Resultate ergeben.



Inakzeptabler Abbau beim Deutschunterricht

Die Starke Schule beider Basel hat in einer grossen Umfrage wissen wollen, wie sich aus Sicht erfahrener Lehrpersonen das Lernverhalten der Schülerinnen und Schüler in den letzten Jahren verändert hat. Das Resultat der Umfrage dürfte ein ziemlicher Schock sein für all die Didaktiker, die das Selbstlernen ins Zentrum der pädagogischen Bemühungen stellen wollen und die Lehrerrolle in der Begleitfunktion sehen. Die Umfrage bestätigt einmal mehr, dass ein deutlicher Abbau bei den Grundkompetenzen feststellbar ist.

Gleich zwei gewichtige Beiträge in unserem Newsletter befassen sich mit dem fehlenden Basiswissen und den ungenügenden Grundkompetenzen der neuen Schülergeneration in der deutschen Sprache. Anna Kardos fordert mehr mentales Training und eine Aufwertung sinnvoller Gedächtnisleistungen, da Menschen nur aufgrund innerlich verarbeiteter Bildungsinhalte vernünftig urteilen können. Philipp Loretz weist nach, dass die Erweiterung des Bildungsprogramms der Primarschule zu grossen Teilen auf Kosten des Deutschunterrichts geht und eklatante sprachliche Defizite der Schüler die nachfolgenden Schulstufen belasten. Auch er sieht dringenden Handlungsbedarf, um das Bildungsprogramm wieder aufs Wesentliche zu fokussieren.

Mehr Erfolg mit einer Erneuerung der Schule von unten her

Der Neustart im Frühling nach Corona ist eine Chance, unser Bildungswesen von unten her umzugestalten und die ärgsten Dauerbaustellen zu schliessen. Dazu ist eine grosse Portion Mut und ein Schlussstrich unter gescheiterte Dogmen nötig. Die Bildungspolitik ist gefordert wie schon lange nicht mehr. Doch es bestehen erhebliche Zweifel, ob die kantonalen Bildungsdirektionen dieser Herausforderung wirklich gewachsen sind. Wer jahrelang wichtige Fragen vor sich herschiebt, muss sich nicht wundern, wenn nun harte Fragen gestellt werden. Die Lehrpersonen haben genug von einer Bildungssteuerung, die ihnen im Alltag unlösbare Aufgaben stellt und falsche Wege weist. Sie haben genug von Pädagogischen Hochschulen, die zu viel wertvolle Ausbildungszeit in praxisferne Lerntheorien investieren und die fachdidaktische Ausbildung in manchen Bereichen vernachlässigen.

Nach dem Versagen der Bildungspolitik in einigen zentralen Fragen muss die Stimme der Lehrerschaft wieder deutlich mehr Gewicht erhalten. Das heisst aber auch, dass Lehrerinnen und Lehrer ihre übervorsichtige Einstellung bei Diskussionen über berufspraktischen Fragen endlich ablegen und die Rolle der gehetzten Ausführenden nicht länger dulden. Auf keinen Fall darf die Lehrerschaft nun weitere Vertröstungen mit Flickwerk-Reformen oder durch digitale Heilsversprechungen akzeptieren. Diese selbstbewusste Haltung verlangt, dass die Lehrerinnen und Lehrer bei didaktischen und erzieherischen Fragen sich der offenen politischen Auseinandersetzung stellen. Nach dem Scheitern so vieler unausgegorener Reformen in der Praxis ist es an der Zeit, die Prioritäten aus Sicht der Schulpraxis neu zu setzen.

Weitere Beiträge in unserem Newsletter befassen sich direkt mit dem Schulbetrieb und den personellen Schwierigkeiten in der Corona-Situation. Allan Guggenbühl hebt die Bedeutung der Klassengemeinschaft für Jugendliche beim Übergang ins Erwachsenenalter hervor und verschiedene Lehrerverbände wehren sich gegen viel zu frühe Abschlüsse von Lehrverträgen. Und wie immer finden Sie bei uns pointiert formulierte Leserbriefe, die bestens zu den diskutierten Themen passen.

Wir wünschen Ihnen trotz aller Einschränkungen schöne Weihnachten und ein hoffnungsvolles neues Jahr.

Für die Redaktion Starke Volksschule Zürich

Hanspeter Amstutz



Dem inneren Schmetterling Sorge tragen

Journal21, 13.12.2020, Carl Bossard

Der Imperativ „Bleibt zu Hause!“ macht manchen zu schaffen – psychisch wie sozial. Der Seele kommen die Flügel abhanden. Ein literarischer Gedanke als Antidepressivum.

Ein kleines unsichtbares „Ding“ hat ein ganzes Land auf Stand-by-Modus umgepolt. Viele arbeiten im Homeoffice, andere halten die Stellung – als Stillstandsverwalter an leeren Orten. Wir leben in einer Art Bermudadreieck, im Spannungsfeld zwischen Freiheit, Gesundheit, Sicherheit. Das hat seinen Preis: Manches muss verschoben, Unzähliges abgesagt werden. Vieles steht still. Der Rückzug ins private Refugium und in die eremitische Klausur zeigt Folgen – auf psychischer wie sozialer Ebene.

Von der Kraft innerer Bilder

Was aber fördert die Resilienz; was stärkt die psychische Widerstandskraft in diesen Zeiten? Und was führt zur „Trotzmacht des Geistes“, wie es der österreichische

Neurologe und Psychiater Viktor E. Frankl ausgedrückt hat? Da ist in den Medien viel von Sport die Rede und von Lichttherapien, auch von Telefonhotlines, gar von Online-Heilbehandlungen. Bei manchen Menschen sind es innere Bilder, die Kraft verleihen und Zuversicht verströmen.

Lange Zeit hing das Bild in meinem Schulzimmer: das Mädchen und der Schmetterling, sein achtsamer Blick und sein behutsamer Umgang mit dem zartgliedrigen Geschöpf. Es gefällt mir. Die Zeit der Sommervögel ist zwar vorbei, doch die bildliche Botschaft bleibt. Wir brauchen etwas Leichtes – etwas, das uns weg von uns selber führt und uns gleichzeitig stärkt. Ein Antidepressivum von der leichten Art. Gerade in diesen so anspruchsvollen und unsicheren Zeiten, in dieser bedrängenden Gegenwart.

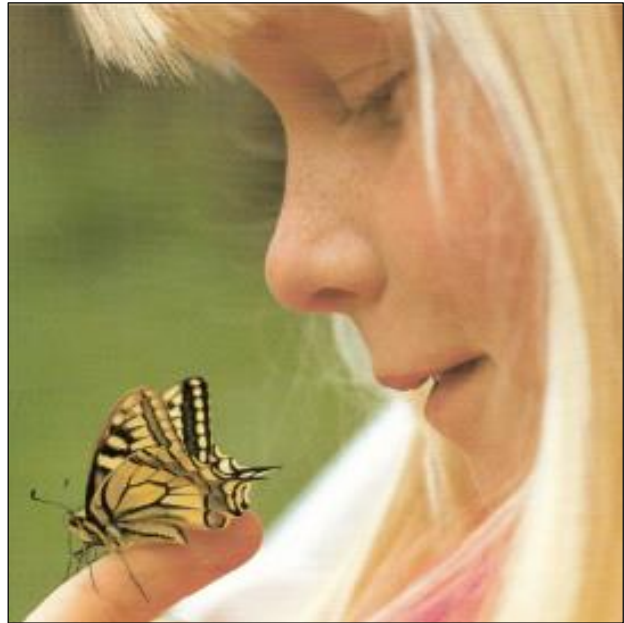
„Wo begann, was mich entfärbte?“

Das Mädchen auf dem Bild weiss: Ich darf die Flügel des Sommervogels nicht berühren, darf sie nicht entfärben. Wenn ich die Stäubung störe, wenn ich diese feinen, winzig kleinen Schuppen schädige, kann der Sommervogel nicht mehr fliegen. Er verhungert.

Auch wir brauchen diese inneren Flügel – in dieser aktuellen Situation erst recht. Die feine Stäubung darf darum nicht verloren gehen. Sonst fehlen der Seele die Flügel. Das Bild erinnert an das Gedicht des Poeten Robert Walser „Was fiel mir ein?“. An einer Stelle fragt der sensible Schweizer Dichter: „Wann ging die feine Stäubung dem Schmetterling in mir verloren?“. Und er fragt weiter: „Wann fing es an, wann, wo begann, was mich entfärbte [...]?“¹

Wir alle brauchen diese inneren Flügel

Das sind Fragen, die wir uns irgendwann alle einmal stellen. Die Gefahr des inneren



¹ Bernhard Echte (Hrsg.): Das Buch Robert Walser. Sein Leben in Bildern und Texten. Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag, 2008.



Entfärbens! Sie ist in diesen Tagen nicht kleiner geworden. Ganz im Gegenteil. Doch unsere Seelen brauchen Flügel. Behalten wir darum die feine Stäubung – den unsicheren Zeiten zum Trotz! Der liebevolle Blick des Mädchens und sein sorgsamer Umgang mit dem feingliedrigen Sommervogel symbolisieren es.

Vieles ist in diesen Tagen, Wochen, Monaten durcheinandergeraten, manches vielleicht sogar zerstört worden. Das Corona-Virus nimmt keine Rücksicht auf Pläne und Projekte. Und gleichzeitig ist allen bewusst: Die feine Stäubung in uns darf nicht verloren gehen. Innere Bilder helfen. Vielleicht sogar das vielsagende Bild vom Mädchen mit dem Schmetterling.

Umfrage: Schüler/-innen zeigen immer schlechtere Leistungen

Starke Schule beider Basel (SSbB) 16.12.2020, Michael Pedrazzi

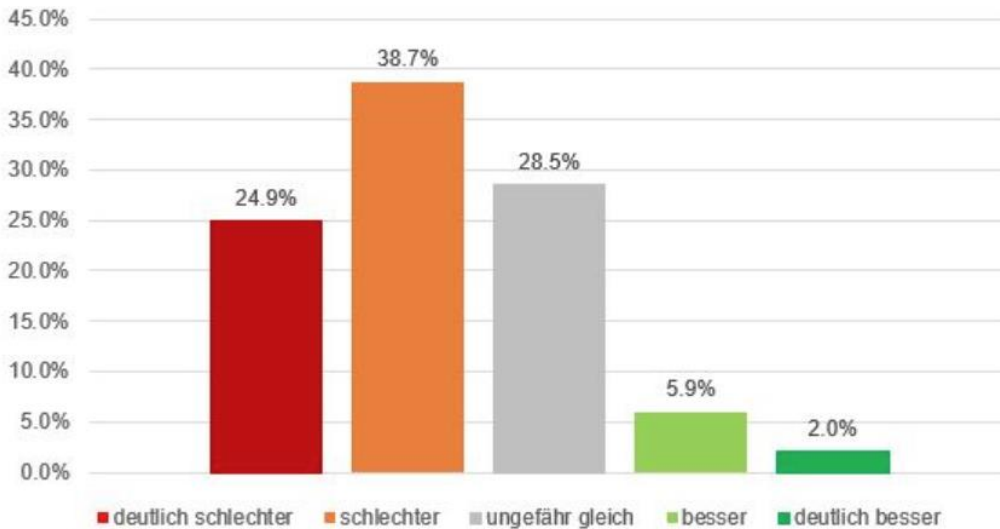
Die Starke Schule beider Basel (SSbB) führte in den vergangenen zwei Wochen eine breit angelegte Umfrage zum Thema «Leistungsniveau der Schüler/-innen heute im Vergleich zu vor 5 Jahren» bei den Lehrpersonen der Schulstufen Primar, Sek 1 und Sek 2 durch. Die Ergebnisse sind ernüchternd: Eine deutliche Mehrheit der Lehrpersonen stuft die Leistungen der Schüler/-innen heute schlechter oder deutlich schlechter ein als früher.

An der Umfrage beteiligten sich 506 Lehrpersonen der Volksschulen sowie der weiterführenden Schulen aus den beiden Basler Halbkantonen. Damit ist sie aussagekräftig. Teilnehmen durften ausschliesslich Lehrpersonen, die über mindestens 5 Jahre Unterrichtserfahrung verfügen und damit die Situation heute mit der von früher vergleichen können. Die Pädagoginnen und Pädagogen gaben Auskunft darüber, wie sie die Entwicklung der Leistung der Schüler/-innen in den verschiedenen Fächern sehen. Dabei konnten sie folgende fünf Abstufungen verwenden: «deutlich schlechter», «schlechter», «ungefähr gleich», «besser» und «deutlich besser». Die Lehrpersonen konnten ihre Einschätzung und die Ursachen differenziert begründen.

Die Ergebnisse sind deprimierend: Das Leistungsniveau der Schüler/-innen wird von den Lehrpersonen im Vergleich zu vor 5 Jahren oder früher mit 63.6% als schlechter oder deutlich schlechter eingestuft. Lediglich 7.9% stufen die Leistung der heutigen Schüler/-innen als besser oder deutlich besser ein. 28.5% sehen keinen relevanten Leistungsunterschied (siehe Grafik 1).



Grafik 1: Leistungsniveau der Schüler/-innen im Vergleich zu früher

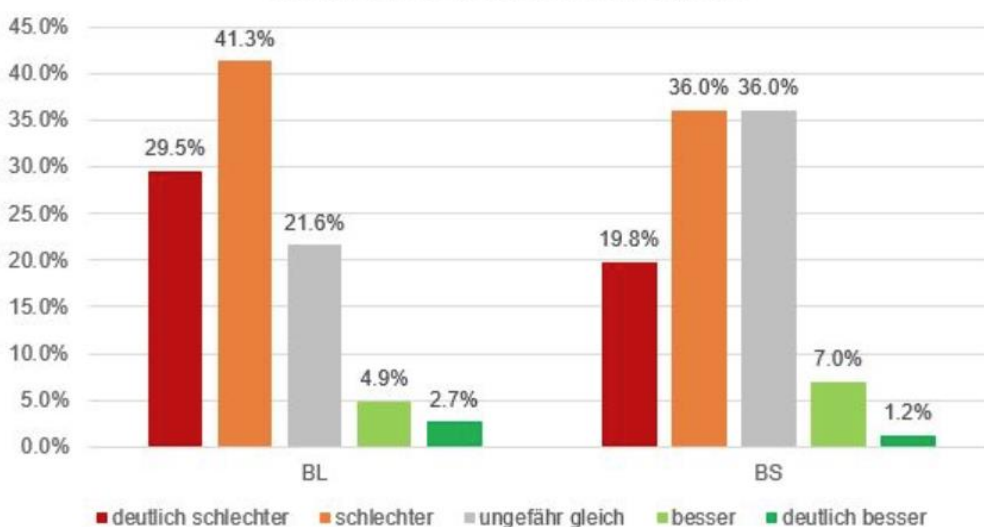


Signifikanter Unterschied in den beiden Basler Halbkantonen

Von den 506 Lehrpersonen unterrichteten 264 in Baselland, 242 in Baselstadt. In beiden Halbkantonen sind sich die Befragten einig: In Baselland geben 70.8% an, dass das heutige Niveau entweder schlechter oder deutlich schlechter sei. Der Stadtkanton macht dieselbe Aussage mit 55.8%. Lediglich 7.6% in BL resp. 8.2% in BS gaben an, dass sich das Leistungsniveau der Schüler/-innen in den letzten Jahren im Vergleich zu früher verbessert habe (siehe Grafik 2).

Dass die Baselbieter Lehrpersonen eine grössere Verschlechterung des Leistungsniveaus sehen als ihre Arbeitskolleginnen und -kollegen im Stadtkanton, hat möglicherweise auch mit dem etwas exotischen Schulmodell (Orientierungs- und Weiterbildungsschule) der vergangenen Jahrzehnte zu tun, welches erst vor Kurzem ersetzt wurde. Viele Fachleute machen dieses Basler Schulmodell für die Bildungsmisere in den letzten 15 Jahren verantwortlich.

Grafik 2: Basler Halbkantone im Vergleich



Vergleich zwischen den einzelnen Schulstufen

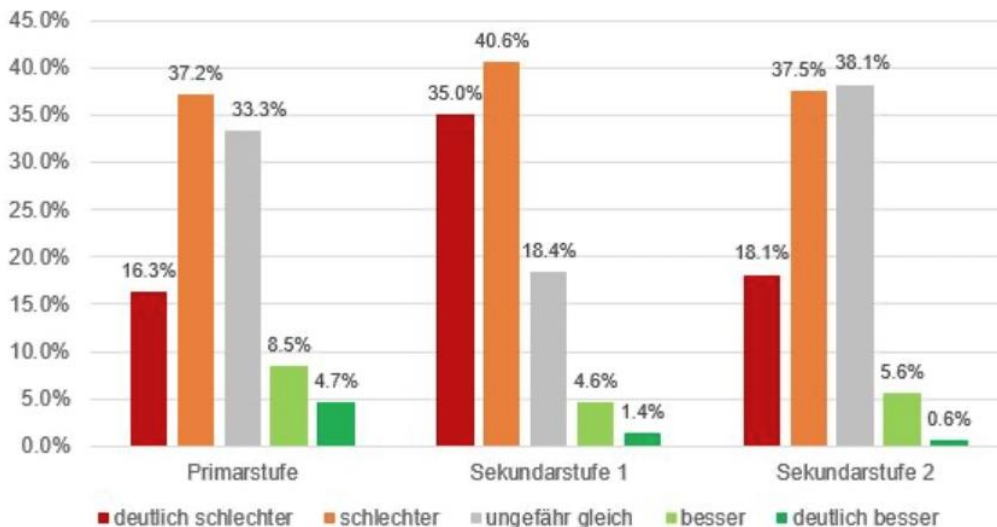
Werden die drei Schulstufen Primar, Sek 1 und Sek 2 beider Halbkantone miteinander verglichen, schliesst die Sekundarstufe 1, also die Klassen des 7. – 9. Schuljahres, am schlechtesten ab: 75.6% der Befragten gaben an, dass sich das Niveau verschlechtert



oder sogar deutlich verschlechtert habe. Nur 24.4% schätzen die Lage so ein, dass entweder eine Verbesserung (6.0%) oder eine Stagnation (18.4%) des Leistungsniveaus stattgefunden habe.

Insgesamt sieht das Bild auf allen drei Schulstufen ähnlich aus: Jeweils über die Hälfte der Befragten sehen eine Verschlechterung und die Anzahl Stimmen, die eine Verbesserung feststellen können, ist erschreckend tief. (siehe Grafik 3)

Grafik 3: Leistungsniveau der verschiedenen Schulstufen



Lehrpersonen sehen klare Gründe für den Bildungsabbau

307 Lehrpersonen haben ihre Einschätzung der Entwicklung des Leistungsniveaus differenziert in einer Stellungnahme erläutert. Die Auswertung der Rückmeldungen zeigt vor allem sechs hauptsächliche Gründe für die Verschlechterung des Bildungsniveaus auf:

- Die Schüler/-innen seien heute im Vergleich zu früher deutlich weniger belastbar. Auch die Konzentrationsfähigkeit habe stetig abgenommen.
- Mehr Schüler/-innen erhalten heute weniger Halt und Unterstützung von zuhause, was in der Schule aufgefangen werden müsse. Dies beanspruche erhebliche zeitliche Ressourcen zulasten der Unterrichtszeit.
- Der Wechsel von 5 auf 6 Primarschuljahre sowie die Verkürzung der Sekundarschule von 4 auf 3 Schuljahre führe zu einer deutlich grösseren Heterogenität im sechsten Primarschuljahr. Insbesondere die leistungsstarken Schüler/-innen würden im letzten Primarschuljahr nicht optimal gefördert werden können. Im heutigen sechsten Primarschuljahr könne quantitativ und qualitativ nicht derselbe Unterrichtsinhalt vermittelt werden wie im damaligen 1. Sekundarschuljahr.
- An immer weniger Tagen könne aufgrund von zahlreichen Projekten und Projektwochen, Lagern, Sporttagen, Schulreisen, Zukunftstag, schulinternen Weiterbildungen usw. nach Stundenplan Fachunterricht erteilt werden. Die effektive Unterrichtszeit sei deutlich geringer als noch vor wenigen Jahren.
- In den Fremdsprachen (Französisch, Englisch) wird die Mehrsprachigkeit mit den dazugehörigen Lehrmitteln «Mille feuilles», «Clin d'oeil», «New World» als Hauptgrund angegeben. Zahlreiche Fremdsprachenlehrpersonen machen diese Lehrmittel und die darunter liegende Ideologie für den Bildungsabbau verantwortlich. Erwähnt wurde mehrfach die fehlende Grammatik und der wenig strukturierte Aufbau in diesen Lehrmitteln.
- Der neue Lehrplan mit seinen Kompetenzbeschreibungen sei unbrauchbar oder wenig hilfreich. Viele Lehrpersonen machen die zahlreichen Reformen der vergangenen Jahre für den Bildungsabbau verantwortlich.



Exemplarisch einige Beispiele von Rückmeldungen

«Mit vielen Reformen, beginnend mit der Entrümpelung der Lehrpläne, v.a. aber durch die Individualisierung des Unterrichts und die Aufweichung der Lernziele schon in der Primarschule (frühere Lernziele für die 1. Klasse sind heute erst nach der 3. Klasse verbindlich zu erreichen) wurde die Lehrerschaft dazu gebracht, die Verantwortung für den Lernfortschritt an die Schüler zu übertragen.»

«Maturanden und Studenten (ich unterrichte auch ein Modul an der Hochschule) haben z.T. grosse Probleme mit der Rechtschreibung, im Strukturieren von Gedankengängen, können nicht sorgfältig recherchieren (...).»

«Das sprachliche Niveau in der Muttersprache ist sehr stark zurückgegangen»

«Wir kopieren seit Jahren immer mehr das angelsächsische Schulsystem mit dem Verschieben der Schwerpunkte auf Testen, Controlling (Output) anstelle der Fokussierung auf die besondere Kompetenz von Lehrkräften.»

«Kombifach Geschichte und Geografie [in Basel-Stadt] führt dazu, dass die Kinder keinerlei Grundlagen mehr besitzen. Stoff, der eigentlich vorausgesetzt war, wird gar nicht oder nur wenig behandelt.»

«Digitalisierung ist ein weiterer Rückschritt, da die kognitive Komponente durch die Tastatur unzureichend gefördert wird. (...) Mobiltelefone (WhatsApp) und Laptops lenken stark ab und die Konzentration sinkt rasch.»

«Sprachliche Grundkompetenzen (Satzbau, Rechtschreibung, Fragen so beantworten, dass auch jemand die Antwort versteht, der die Frage nicht gelesen hat) sind nicht mehr vorhanden, wenn die Schüler an die Sekundarschulen kommen. Harmosreform hat eine massive Verschlechterung gebracht: Viel zu viel Ungenaues und Ungefähres wird auf der Primarstufe akzeptiert. Die heutigen 7. Klässler/-innen haben in etwa das Niveau früherer 6. Klässler/-innen. Fragwürdiger Ansatz, auf Korrektheit nicht zu bestehen und dafür ausgiebig neuronale Autobahnen für Falsches entstehen zu lassen.»

«Repetitionen sind bildungspolitisch nicht erwünscht, da sie teuer sind. Die zahlreichen daraus resultierenden Folgen führen dazu, dass Lehrpersonen ihre Ansprüche kontinuierlich runterschrauben.»

«Der Wechsel von 5/4 auf 6/3 kommt aus folgenden Gründen einem Bildungsabbau gleich: 1. Die Primarlehrkräfte sind für das sechste Schuljahr nicht ausgebildet, d.h. es fehlt ihnen der Lehrstoff für dieses Jahr und das dazugehörige Fachwissen. 2. Die Leistungsschere der SuS ist bereits im vierten und fünften Jahr auf der Primarstufe gross. Im 6. Jahr kann diese Heterogenität auch mittels der effizientesten Binnendifferenzierung nicht mehr aufgefangen werden.»

Obwohl eine deutliche Mehrheit der schriftlichen Rückmeldungen auf Verschlechterungen eingehen, gab es auch einzelne positive Kommentare:

«Ich unterrichte seit 30 Jahren. Das Niveau im Fach Englisch hat sich ganz im Gegensatz zu Französisch enorm verbessert. Dafür gibt es viele Gründe. Der wichtigste ist vielleicht die Eigenmotivation der SuS: Englisch ist cool, Englisch ist „einfach“, Englisch muss man können. Die Welt eines Teenagers ist Englisch, die Musik, die Filme und Serien auf Netflix, die Online-Videospiele. Bei letzterem wird auch international gespielt, geschrieben und gesprochen, englisch. Ein weiterer Grund, die zwei Jahre an der Primarschule bringen etwas, die SuS kommen mit einem sehr guten Hörverständnis und können sich mündlich ausdrücken. Nächster Grund: Die Englischlehrmittel sind besser als alle anderen. „Ready for English“ war top, „New World“ ist ok.»

«Breiteres Wissen punkto ICT durch gute ICT-Infrastruktur für jeden SuS. Geübter in



Kopfrechnen durch effizientere Übungsprogramme. Qualitativ hochwertigere Lehrmittel als früher.»

«Die englische Sprache ist sehr präsent. Viele SchülerInnen kommen täglich mit dieser Sprache in Berührung. Sie schauen auch vermehrt Serien auf Netflix (oder 'streamen' sie sonst wo) auf Englisch, was auch dazu führt, dass sich ihr Niveau im Englisch verbessert. Dennoch gibt es jedoch einzelne SchülerInnen, die ein sehr schlechtes Niveau haben. Ich würde ergänzend sagen, dass auch die Niveauunterschiede im Englisch grösser werden.»

«Die SuS bringen mehr Grundwissen zu den einzelnen Themen mit. Früher waren das meist nur einzelne SuS, die im Voraus bereits etwas wussten und beitragen konnten, heute sind das mehrere SuS und vertieftere Informationen.»

Fazit

Auffallend und bemerkenswert ist, dass einer der genannten Hauptgründe für die vermutete Leistungsreduktion die verminderte Aufnahme- und Konzentrationsfähigkeit sowie die nicht vorhandene Fähigkeit ist, Gedankengänge zu verknüpfen und vernetzt zu denken. Ein vernichtendes Urteil der Lehrpersonen also für den eingeführten kompetenzorientierten Lehrplan, der genau diese Fähigkeiten hätte besonders fördern sollen. Es ist offensichtlich, dass mit 3'536 Kompetenzbeschreibungen im Lehrplan die tatsächlichen Stoffinhalte im Unterricht reduziert wurden und so auch diverse überfachliche Fähigkeiten darunter leiden. Die Schüler/-innen haben heute mehr Mühe, einfachen Gedankengängen strukturiert zu folgen, als dies früher der Fall war.

Die SSbB erkennt als ein eklatanter Grund für die Verschlechterung insbesondere das schleichend eingeführte Change-Management punkto Methodik und Didaktik des Unterrichts. Ohne Not wurde ein ruhiger, konzentrierter Unterricht, bei dem die Schüler/-innen das fachliche Basisverständnis erlangen, diskreditiert sowie als verpönt und ewiggestrig dargestellt. Gruppenarbeit sowie das selbstorganisierte Lernen werden hingegen zum Mass aller Dinge erklärt. Von Leitung und Führung losgelöste Lektionen, in denen die Schüler/-innen auf Kosten immenser Unterrichtszeit selbst zu entdecken versuchen, sich aufgrund von Lärm kaum konzentrieren können, zur Hauptsache beschäftigt sind und oft falsche Resultate erzielen, haben für den Lernerfolg fatale Folgen.

Insbesondere auf der Sekundarstufe 1 müssen die Lehrpersonen zudem immer mehr Fächer unterrichten. Die Problematik besteht, seit die Pädagogische Hochschule (PH) die fachliche Ausbildung der angehenden Sek. 1-Lehrpersonen von der Universität weitgehend übernommen hat. Wertvolle Studienzeit wird für praxisferne Inhalte verschleudert und fehlt letztendlich in der Fachausbildung der Studierenden.

Es ist wichtig, dass Wissensinhalte und deren Zusammenhänge in den einzelnen Fächern stärker gefördert werden, damit eine weitere Verschlechterung des Leistungs- und Bildungsniveaus der Schüler/-innen aufgefangen werden kann. Die Schüler/-innen haben es verdient, eine qualitativ gute Schulausbildung zu erhalten und damit auf die weiterführenden Ausbildungsangebote optimal vorbereitet zu werden.

Michael Pedrazzi, Vorstand Starke Schule beider Basel



Auswirkungen der Massnahmen der Corona-Epidemie auf Jugendliche

Condorcet Bildungsperspektiven 16.12.2020, Gastbeitrag von Allan Guggenbühl

Professor Allan Guggenbühl zeigt in seiner Analyse, was vielen Jugendlichen in der gegenwärtigen Coronakrise vorenthalten wird. Lesen Sie aber auch, was man dagegen tun könnte.

«Mich stört es überhaupt nicht, wenn der Unterricht online stattfindet. Im Gegenteil: So kann ich mich auf meine Interessen konzentrieren!», teilt mir der 17-jährige Jugendliche mit. Die Privatschule, die er besucht, hat ganz auf Online-Unterricht umgestellt. «Die meisten Kollegen und Kolleginnen interessieren mich nicht!», fügt er hinzu. Seine Aussage ist nicht typisch. Sie widerspricht unserer Vorstellung, dass alle junge Menschen wegen der Massnahmen infolge der Corona-Epidemie leiden.

Bei Beurteilung der Situation der Jugendlichen muss man darum vorsichtig sein und berücksichtigen, dass jeder Jugendliche auf seine Art reagiert. Wie er oder sie mit Corona umgeht, hängt jedoch nicht nur von der Persönlichkeit, sondern auch vom familiären Kontext, den schulischen Massnahmen und Vorbelastungen ab. Viele Jugendlichen lassen sich beeindrucken und meistern die Krise sehr gut. Sie können die Massnahmen nachvollziehen und sich auf die neuen Herausforderungen einstellen. Es gibt jedoch eine nicht geringe Anzahl Jugendlicher, die aufgrund ihrer Lebenssituation, ihrer Persönlichkeit, mangelnder familiärer Ressourcen oder einer Vorbelastung überfordert sind. Um diese geht es in den folgenden Ausführungen.

Jugendalter als Übergangsphase

Das Jugendalter ist eine *Übergangsphase*. Entwicklungspsychologisch steckt der junge Mensch mit einem Fuss in der Kindheit, mit beiden anderen in der Erwachsenenwelt. Er lebt in einem Zwiespalt. Die meisten Jugendlichen zwischen 14 und 18 leben bei den Eltern. Dies kommt ihnen durchaus entgegen: Für regelmässige Nahrungszufuhr ist gesorgt, die Wäsche wird erledigt und man hat ein Dach über dem Kopf mit Internetanschluss! Die Eltern sind nicht nur physisch präsent, sondern sie wollen über das Leben ihrer Söhne und Töchter informiert sein, engagieren sich für ihre Söhne und Töchter und schalten sich nicht nur bei Problemen ein. Zuhause zu wohnen ist oft bequem. Das Problem ist jedoch: Mit ihren Gedanken und Fantasien sind sie woanders.

Die Eltern bleiben ihre wichtigsten Bezugspersonen, doch gleichzeitig träumen sie von Erlebnissen in der Welt dort draussen und schmieden eigene Pläne. Mental wenden sie sich ausserfamiliären Themen zu und wollen ausserdem wissen, wer sie sind. Es geht ihnen um die eigene Identität. Bei dieser Suche nach sich selbst spielen Kontakte mit Gleichaltrigen und die gemeinsamen Interessen eine grosse Rolle. Sie wollen gleichaltrige Mitmenschen kennenlernen und eigene Antworten auf ihre Probleme finden. Dazu braucht es spontane Begegnungen in einer von den Erwachsenen abgetrennten Subkultur. Dort trifft man nicht nur Kollegen, die man mag und zu denen sich eine Freundschaft entwickelt, sondern auch ärgerliche, unnahbare, unsympathische und charakterlich fremde Personen. Das ganze Panoptikum verschiedener Persönlichkeiten gilt es kennenzulernen. Neben Peers sind auch Erwachsene wichtig, die nicht zur Familie gehören. Diese können inspirieren und repräsentieren oft Themen und Haltungen, die in der eigenen Kernfamilie nicht abgehandelt werden.

Schule bietet Orientierung

Die Schule ist bei uns der Ort, wo solche Begegnungen möglich sind. Der Jugendliche partizipiert in einem System, in dem er verschiedenartigste Mitmenschen antrifft. Projekte



werden geschmiedet, Intrigen gesponnen und Fantasien ausgetauscht. Es geht nicht nur um die Mitschüler, sondern auch um die Lehrpersonen und andere Erwachsenen, die in der Schule arbeiten. Über sie setzen sie sich nicht nur mit sich selbst, sondern auch mit den Problemen und Themen der Aussenwelt auseinander. Sie sind auch eine grosse Hilfe bei der Orientierung in der immensen Informations- und Faktenflut, der man im Internet begegnet. Die Schule ist darum auch der Ort, wo Jugendliche sich selbst erfahren, wo sie sich mit Mitmenschen austauschen und ein Profil entwickeln, das sich von familiären Werten unterscheidet. Ausserschulische Tätigkeiten werden wichtig, wie Sport, Musik und der Ausgang. Es geht um die Einführung ins Leben. Für viele Schüler und Schülerinnen ist das schulische Lernen lediglich ein Nebengeschehen.

Corona verändert diesen Eintritt ins Leben. Auf einen Schlag hat sich die Aussenwelt verändert, kann man als Jugendlicher nicht mehr seine Rolle in der ausserfamiliären Eintritts- und Experimentierzone einnehmen. Der spontane Austausch unter Gleichaltrigen und der mit Bezugspersonen sind erschwert. Abstandsregeln, Maskenpflicht, Hygienevorschriften und vermehrter Online-Unterricht führen zu einer *Distanzierung* unter Jugendlichen und ihren Bezugspersonen. Der Kontakt droht sich auf bewusste verbale Interaktionen zu beschränken. Gemeinsames Blödeln, Schubsen, Stossen, Schreien, Singen, Händeschütteln, Sportlern und Umarmen sind nicht mehr möglich. Nähe ist untersagt. Wenn solche Anschlusshandlungen ausbleiben, verändert sich die Qualität der zwischenmenschlichen Begegnungen. Man konzentriert sich auf die akustischen Signale und registriert weder mimische Ausdrucksweisen noch Gerüche und Berührungen. Das Ausbleiben dieser Interaktionen wirkt sich unweigerlich auf die psychische Verfassung der Beteiligten aus. Wenn zudem der Unterricht grösstenteils online durchgeführt wird, dann vergrössert sich die Distanz unter den Jugendlichen und in der Beziehung zu Erwachsenen. Menschliche Begegnungen leben von direkten Begegnungen. Zufällige oder beabsichtigte Berührungen, diskretes Beschnuppern, humoristische Einlagen und das unmittelbare, empathische Eingehen auf das Gegenüber sind zentrale Qualitäten menschlicher Gemeinschaften, wie es die Schulen sind.

Förderung der spielerischen Aktivitäten

Was ist zu tun? Für Lehrpersonen bedeutet dies, dass zusätzliche Anstrengungen notwendig sind, um die Schüler und Schülerinnen in ihren Situationen abzuholen und an die schulische Gemeinschaft anzubinden. Nicht nur persönliches Nachfragen ist wichtig, sondern auch eine Neugier auf die Themen, die sie zuhause und in der Freizeit beschäftigen. Vielleicht lässt man sie ihr Zimmer fotografieren, tauscht im Klassenchat Bilder über das Essen aus, das man eingenommen hat, oder fordert sie auf zu präsentieren, was sie sich auf YouTube angesehen haben. Wichtig ist auch die Förderung *spielerischer Aktivitäten*.

Nicht nur in der Schule, sondern auch in der Familie braucht es eine bewusste Hinwendung und Pflege gemeinsamer Spielaktivitäten. Spiele bringen Menschen in eine andere Stimmung und ermöglichen kämpferischen, lockeren oder spassigen Kontakt untereinander. Der dritte und vielleicht wichtigste Punkt sind *Geschichten*. Gemeinschaften leben von Geschichten, die ihre Herausforderungen, Probleme und Hoffnungen widerspiegeln und in einem anderen Topos abhandeln. Sie können als Gefäss eigener Ängste dienen. Dank dem Umweg über Geschichten ist es leichter, Antworten auf Probleme zu finden und Bewältigungsstrategien zu entwickeln.

Dank der Hinwendung zum imaginären Raum, in denen Geschichten stattfinden, werden eigene Ressourcen geweckt, findet man eine gemeinsame Sprache und einen Gegenentwurf zu eigenen Problemen und Herausforderungen. Sie wecken Fantasien und erschliessen eigene Ressourcen. Wichtig ist jedoch, dass Geschichten keine moralische Botschaft oder Lehrsätze enthalten. Sie sollen aussergewöhnliche Herausforderungen in den Vordergrund stellen und auf den Zeigfinger verzichten. Im Projekt Cliqliq versuchen wir dies



mit der Folgegeschichte einer Familie Stampfli in Münkelsdorf. Die Geschichte habe ich für Jugendliche geschrieben, um ihnen eine Sprache für ihre Herausforderungen und Probleme zu geben. Stampflis müssen verschiedene ausserordentliche Situationen bewältigen. In der Geschichte werden die jugendlichen Zuhörer jedoch immer wieder aufgefordert, *selber* Antworten zu finden und sie auf die eigene Situation zu übertragen. Solche Geschichten eignen sich dazu, mit Jugendlichen während der aktuellen Krise ins Gespräch zu kommen und ihre Ängste zu thematisieren, ohne dass ihre Privatsphäre verletzt wird.

Allan Guggenbühl

Die Geschichteserie kann bei www.cliqcliq.ch oder www.ikm.ch angehört werden.

Das System ist an der Grenze

Beobachter 23.11.2020, von Birthe Homann

SCHULE IN DER PANDEMIE

Weil Schulschliessungen wie im Lockdown um jeden Preis verhindert werden sollen, rotieren die Schulen wie noch nie.

Kranke Kinder kommen in die Schule, weil ihre Eltern das Corona-Virus nicht so ernst nehmen oder nicht wissen, wie sie sie betreuen sollen. Primarschüler teilen den Znüni, obwohl sie das nicht dürfen. Ganze Klassen sind in Quarantäne. Zwölfjährige müssen den ganzen Tag Maske tragen. Viele Lehrpersonen sind entweder krank oder müssen ebenfalls in Quarantäne. Viele Lektionen fallen aus. Im Turnunterricht ist kaum noch etwas erlaubt, manche Gymis Schüler machen Quartiersspaziergänge, statt in der Turnhalle zu schwitzen. In den Klassenzimmern ist es sehr kalt, weil dauernd gelüftet werden muss. Skilager sind gestrichen, ebenso Ausflüge, Schulreisen oder Theaterbesuche. Normaler Unterricht ist anders.

«Die Schule ist stark gefordert», sagt denn auch Dagmar Rösler, die höchste Lehrerin der Schweiz. «Das System stösst an seine Grenze», schiebt die Präsidentin des Dachverbands Schweizer Lehrerinnen und Lehrer nach. Für viele Schulleitungen sei es schwierig, geeignete Ersatzlehrpersonen für die fehlenden Lehrer und Lehrerinnen zu finden. «Es geht darum, die Qualität aufrecht zu erhalten», so Rösler. Das sei auch eine Imageangelegenheit.

Sie findet es zwar richtig, dass alles unternommen wird, um Schulschliessungen zu vermeiden. Eine niederländische Studie zeigte kürzlich auf, wie wenig Primarschüler im Lockdown lernten. Die Daten sind gemäss der Erziehungswissenschaftlerin Margrit Stamm in etwa auf die Schweiz übertragbar.

«Jüngere Kinder brauchen die reale Klassenzimmersituation.»

DAGMAR RÖSLER, DACHVERBAND LEHRERINNEN UND LEHRER

Rösler ist aber erstaunt darüber, wie oft die Anliegen der Lehrerschaft belächelt werden. Zuletzt beispielsweise die Forderung nach besseren Lüftungssystemen in den Klassenzimmern (mehr zum Thema im nächsten Beobachter vom 4. Dezember). Hybridunterricht, die Mischung aus Online- und Präsenzunterricht, findet sie auf höheren Stufen, im Gymnasium oder an den Berufsschulen, eine gute Alternative. «In Primarschulen funktioniert das aber nicht – jüngere Kinder brauchen die reale Klassenzimmersituation.»

Sie sei auch am Ende ihres Lateins, wie es weitergehen solle, wenn sich die Pandemie-



Situation nochmals verschärfen sollte. «Wichtig ist, dass sich alle an die geltenden Regeln halten – kranke Kinder und Lehrpersonen müssen zu Hause bleiben», sagt sie. Überlegenswert wäre eventuell eine flächendeckende Testung in den Schulen, wie es nun beispielsweise in Österreich gemacht wird.

«Anfang Woche ist es gekippt»

Tages-Anzeiger 12.12.2020, Zürich, Pascal Unternährer

Zürcher Schulen kämpfen mit Corona Derzeit fallen viele Lehrpersonen aus und können kaum ersetzt werden. Seit den Herbstferien wurden in der Stadt Zürich 67 Klassen in Quarantäne geschickt.

Am Abend trifft die E-Mail der Schulleiterin ein. «Die Lehrerin Ihres Kindes ist immer noch krank», schreibt sie und informiert: Am Morgen springt Herr Müller ein, am Nachmittag betreut Frau Meier das Kind. Diese Situation ist vielen Eltern derzeit wohlbekannt. Lehrpersonen bleiben zu Hause, weil sie krank sind oder Corona-Symptome aufweisen. Sie fehlen mindestens, bis ein negativer Testbefund vorliegt. Das kann zwei oder drei Tage dauern.

Wie viele Lehrpersonen aktuell an den Schulen im Kanton Zürich ausfallen und kurzfristig ersetzt werden müssen, ist nicht bekannt. Die Quarantänezahlen und positiven Testresultate werden nicht spezifisch für Lehrpersonen erhoben und zentral erfasst.

In der Stadt Zürich sind seit dem 1. Dezember 45 Erwachsene aus dem Schulbereich positiv getestet worden, was 9 zusätzliche Quarantänefälle ausgelöst hat. Es seien also rund 50 Personen zu ersetzen, meldet das Schuldepartement. Seit August sind knapp 400 Mitarbeitende in Stadtzürcher Schulhäusern an Corona erkrankt.

«Die Lehrerinnen und Lehrer fallen schneller, öfter und kurzfristiger aus als in früheren Jahren», bestätigt Sarah Knüsel. Sie präsidiert den Verband der Schulleiterinnen und Schulleiter und weiss, wovon sie redet. Diese müssen dafür sorgen, dass jeden Morgen eine Lehrperson im Klassenzimmer steht. Erschwerend kommen zwei Dinge hinzu: Lehrerlose Schülerinnen und Schüler dürfen nicht auf andere Klassen verteilt werden, was ansonsten zuweilen geschieht. Und: Ersatz ist schwer aufzutreiben.

Lehrervermittlerin muss passen

Das weiss niemand besser als Angela Jetter. Die Winterthurerin hat - schon vor Corona - ein Netzwerk für Vikarinnen und Vikare aufgebaut. 1200 Namen stehen inzwischen auf ihrer Liste, mehr als ein Drittel aller Vikare im Kanton Zürich.

Obwohl Jetter fast Tag und Nacht arbeitet und vermittelt, stösst sie jetzt an ihre Grenzen. «Anfang Woche ist es gekippt», sagt sie. Zuvor hatte sie fast immer jemanden vermitteln können - auch wenn es 22 Uhr wurde.

Jetter kämpft damit, dass auch die Vikarinnen erkranken. Ausserdem dürfen Studierende der Pädagogischen Hochschule nicht mehr aushelfen. Ihre Anzahl Lektionen wurde kürzlich kontingentiert. Die Hochschule befürchtet, dass ansonsten das Studium leidet.

Speziell an der aktuellen Situation ist die lange Dauer der Ausfälle. Hat eine Lehrerin Corona oder muss sie in Quarantäne, dauert es zehn Tage. Deshalb muss Jetter «puzzeln», wie sie sagt. Das bedeutet: Eine Aushilfsperson übernimmt drei Tage, eine andere vier und wieder jemand drei Tage. Das sei unbefriedigend, aber nicht zu ändern.



Schwangere mit Zeugnis müssen arbeiten

«Etliche Schulen hangeln sich von Tag zu Tag», bestätigt Christian Hugli. Ausnahmsweise würden auch Förderstunden ausfallen, Ersatz-Heilpädagogen gibt es nicht. «Bedenklich» findet der Präsident des Lehrerinnen- und Lehrerverbands aber vor allem dies: Aufgrund der angespannten Lage müssen schwangere Lehrerinnen arbeiten, auch wenn sie ein ärztliches Beschäftigungsverbot vorweisen können. Er kenne derartige Fälle.

Die Zahlen steigen bereits wieder an

Nicht nur Lehrerinnen, sondern auch Schüler fallen Corona-bedingt aus. Seit den Sommerferien sind im Kanton Zürich gemäss Auskunft der Bildungsdirektion über 4700 Kinder und Jugendliche im Alter von 4 bis 19 Jahren positiv getestet worden. In der ersten Dezemberwoche hatten knapp 300 4- bis 15-Jährige Corona und gleich viele 16- bis 19-Jährige.

In derselben Periode erhielten 60 Schüler und Lehrerinnen der Stadtzürcher Volksschule, meist Sekundarschüler, einen Covid-Bescheid. Diese Zahl entspricht einem Drittel des Höchststandes in der zweiten Woche nach den Herbstferien, als knapp 190 Schülerinnen und Lehrer positiv getestet wurden. Die Zahl sank stark, stieg in dieser Woche aber wieder an. In den viereinhalb Tagen bis am Freitag um 12 Uhr verzeichnete das Schuldepartement 82 neue Infektionen.

Derzeit sind in der Stadt rund 130 Schülerinnen und Lehrer in Isolation und 180 in Quarantäne. Sechs ganze Klassen sind im Fernunterricht. Sie sind nicht die ersten: In den acht Wochen seit den Herbstferien verbrachten in der Stadt 67 ganze Klassen eine Zeit lang in Quarantäne.

Alle Personen aus dem Schulbereich freuen sich auf die Weihnachtsferien ab nächsten Freitag. Der Befund aber, dass die Ansteckungszahlen im Herbst kurz nach den Ferien stark anstieg, könnte bedeuten, dass den Schulen nur eine kurze Atempause vergönnt ist. Vikarenvermittlerin Angela Jetter bleibt alert: «Ich habe Anfragen für 30 Stellen ab 4. Januar.»

Mehr Unterstützung bei Fernunterricht gefordert

NZZ 10.12.2020, Schweiz, Erich Aschwanden

Besonders Primarschulen kämpfen mit Problemen

Die Schweiz eiert momentan durch die zweite Welle der Covid-19-Pandemie. Praktisch kein Tag vergeht, an dem nicht ein Kanton irgendwelche Massnahmen erlässt und beispielsweise die Turnhallen schliesst, während etwa die Restaurants geöffnet bleiben dürfen. Angesichts der zunehmend unübersichtlichen Lage geht fast vergessen, dass es doch noch einige Konstanten im Wirrwarr der Massnahmen gibt. Dazu gehören die Schulen. Kein Kanton denkt momentan daran, seine Bildungsinstitutionen zu schliessen. Die meisten Schüler, Eltern, Lehrer und Behörden tun alles, um nicht zum flächendeckenden Homeschooling zurückzukehren, wie es während der ersten Welle vom Bundesrat angeordnet worden war.

Digitalisierung kein Selbstläufer

Der Fernunterricht hat zwar erstaunlich gut funktioniert. Doch qualitativ hochstehender digitaler Unterricht, bei dem schwächere Schüler nicht auf der Strecke bleiben, ist für alle Beteiligten an den Volksschulen ein Kraftakt. Dies zeigt eine am Mittwoch veröffentlichte Studie, für die rund 300 Schulleiterinnen und Schulleiter aus den Kantonen Zürich,



Aargau, Luzern, St. Gallen und Thurgau befragt wurden. Durchgeführt wurde die Umfrage unter der Federführung von Katharina Maag Merki, Professorin am Institut für Erziehungswissenschaft der Universität Zürich.

Die Studie «S-Clever» kommt zu dem Schluss, dass ein eigentlicher Digitalisierungsschub stattgefunden habe. Bis im März war digitales Lernen vor allem an den Primarschulen kein grosses Thema. Nach Ende des Lockdowns nutzt nun mindestens die Hälfte, teilweise bis zu 80 Prozent der Schulen Online-Plattformen für den Unterricht, zum Austausch von Lernmaterialien, zur Kommunikation mit Schülerinnen, Schülern und Eltern oder für den Kontakt der Kinder untereinander.

Die Studie, die von Universitäten in der Schweiz, Deutschland und Österreich durchgeführt wird, zeigt allerdings auch, dass die Digitalisierung des Unterrichts keineswegs ein Selbstläufer ist. Von den befragten 299 Schulleitern (64 Prozent Primarstufe, 25 Prozent Sekundarstufe, 10 Prozent Primar- und Sekundarstufe, 1,3 Prozent Gymnasien) benötigen zwei Drittel Support beim Fernunterricht, bei der Kombination von Präsenz- und Selbstlernphasen sowie der Förderung von Kindern, die besonders unterstützt werden müssen.

Auffallend ist, dass an Primarschulen der Bedarf an zusätzlicher Unterstützung deutlich höher ist als an Sekundarschulen. 9 von 10 Schulleiterinnen von Primarschulen empfanden die Zeit des Lockdowns als belastend, bei den Sekundarschulen waren es drei Viertel der Befragten. Die Studienleiterin Maag Merki erklärt dies einerseits damit, dass die Primarschulen vor dem Lockdown noch wenig Erfahrung mit digitalem Unterricht hatten. «Andererseits liegt in der Primarschule der Fokus beim Lernen stärker darauf, Dinge unmittelbar und mit den Händen begreifbar zu machen. Im Fernunterricht ist dies viel schwieriger umzusetzen», erklärt die Pädagogikprofessorin.

Als grosse Herausforderung erweist es sich, Schülerinnen und Schüler zu unterstützen, die emotionale Probleme haben und speziell motiviert werden müssen. Schwierig wird es für die Lehrpersonen an Schulen, an denen viele Kinder unterrichtet werden, die zu Hause nur schlecht lernen können. Sei es, weil sie keinen Computer haben, nicht über geeignete Räume verfügen oder die Eltern sie nicht unterstützen können. 80 Prozent der Leitenden von Schulen mit einem hohen Anteil an solchen Schülern fanden es schwierig, die notwendigen Hilfestellungen zu gewährleisten.

Hier gilt es laut Maag Merki nun anzusetzen: «In der Praxis, an pädagogischen Hochschulen und Universitäten müssen nun verstärkt Konzepte für wirkungsvollen digitalen Unterricht entwickelt werden – gerade für die Primarstufe.» Ausserdem brauche es Investitionen in die Aus- und Weiterbildung der Lehr- und Leitungspersonen. Gefordert sind laut Maag Merki auch die Behörden: «Sie müssen klar kommunizieren. Werden ihre Vorgaben als widersprüchlich und im Schulalltag als schwierig umsetzbar erlebt, steigen auch die Belastungen an den Schulen.»

Um erkennen zu können, wie erfolgreich die Kantone bei der Institutionalisierung des digitalen Unterrichts sind, wurden gezielt die Schulleiter in den Kantonen Zürich, Aargau, Luzern, St. Gallen und Thurgau befragt. Im Februar/März sowie Mitte Mai / Juni 2021 sollen die weiteren Befragungswellen der «S-Clever»-Studie stattfinden. Dabei wird sich laut Maag Merki zeigen, wie die Schulen längerfristig mit der Pandemie umgehen, welche Lösungsansätze besonders fruchtbar sind und welche zusätzliche Hürden – etwa aufgrund von Lehrpersonen in Quarantäne – ergeben.

Definitive Resultate im Sommer

«Am Schluss haben wir einen Längsschnitt durch das ganze Schuljahr, der zeigt, welche Wege den Schulen am besten dabei geholfen haben, ihre Aufgaben wahrzunehmen, so dass möglichst alle Schülerinnen und Schüler trotz der Pandemie die Lernziele erreichen.»



Im Sommer sollen belastbare Resultate vorliegen, die zeigen, wie die Schweiz, Deutschland und Österreich das schwierige Jahr gemeistert haben. «Es geht nicht darum, zu sagen, wer am besten war, vielmehr wollen wir voneinander lernen», sagt Maag Merki.

Lehrstellensuche bereits ab der zweiten Oberstufe?

SRF News, 17.12.2020, Charlotte Jacquemart

Forderung sorgt für rote Köpfe • Neu sollen Firmen ihre Lehrstellen 1.5 Jahre vor Lehrbeginn publizieren dürfen. Die Lehrer sind damit nicht einverstanden.

Was Hänchen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr. Dieses Motto scheint sich die Schweizerische Berufsbildungsämter-Konferenz (SBBK) zu Herzen genommen zu haben. Geht es nach ihr, sollen sich die Schülerinnen und Schüler in Zukunft bereits in der zweiten Oberstufe um eine Lehrstelle kümmern anstatt wie bisher in der dritten. Deshalb möchte sie, dass die Lehrstellen früher auf der staatlichen Lehrstellenplattform Lena veröffentlicht werden.

«Entrüstet über diese Entscheidung»

Bei den Sekundarlehrerinnen und Sekundarlehrern stösst dieser Vorschlag auf wenig Gegenliebe. Sie seien «entrüstet über diese Entscheidung», so Daniel Kachel vom Zürcher Sekundarlehrerverband.

«Die Vorverlegung bewirkt, dass der Druck auf die Schülerinnen und Schüler zunimmt, sich bereits zu einem Zeitpunkt für eine Lehrstelle zu bewerben, zu dem sie dazu noch gar nicht in der Lage sind», kritisiert er. Jugendliche würden jünger eingeschult als früher. Schon heute bringe sie die Lehrstellensuche deswegen an den Anschlag.

Schülerinnen und Schüler sind noch nicht bereit

Ähnlich äussert sich Samuel Zingg, der die Sekundarlehrer im Lehrer-Dachverband vertritt. Würden die Lehrstellen früher auf der Plattform publiziert, schade dies den Schülern, ist er überzeugt: «Die ganze wirtschaftliche Entwicklung geht dahin, dass man sie immer früher an die Lehre zu binden versucht, obwohl sie überhaupt noch nicht bereit sind, sich mit sich selbst auseinanderzusetzen und damit auswählen zu können, wohin sie wirklich gehen wollen.»

Selbst den Lehrbetrieben würde es nichts nützen, Lehrverträge zu früh abzuschliessen, sondern ihnen im Gegenteil schaden: «Man schneidet sich ins eigene Fleisch, indem man mehr Abbrüche hat und dadurch immer unzuverlässiger weiss, ob die Schülerinnen und Schüler die Lehre wirklich bis zum Schluss beim eigenen Betrieb machen», so Zingg. Schon heute wechselt fast jede und jeder dritte Lernende den Ausbildungsbetrieb.

Private Stellenportale als Problem

Der Präsident der SBBK, Christophe Nydegger, hält wenig von dieser Kritik. Man passe sich lediglich den Wünschen der Lehrbetriebe an, verteidigt er sich: «Die Lehrstellensuche geht heute schnell vorwärts. Schüler beginnen schon in der zweiten Oberstufe, sich umzusehen.»

Ein Problem seien zudem die privaten Stellenportale. Sie publizierten gegen Geld Lehrstellen schon heute bis zu zwei Jahre vor Lehrstellenbeginn. Da müsse die kostenlose staatliche – und wichtigste – Lehrstellenplattform mithalten, glaubt Nydegger.



«Ein Eingriff in den ganzen Lehrplan»

Nun wollen sich die Lehrerverbände gegen die Vorverlegung der Lehrstellenpublikation wehren. Sie widerspreche dem Lehrplan 21, wendet Zingg ein: «Das ist ein Eingriff in den ganzen Lehrplan, in dem die Berufsorientierung über drei Jahre aufgebaut ist, damit man dann im dritten Jahr der Sekundarstufe in die Lehre übergehen kann.»

Gegessen ist die Geschichte also noch lange nicht.

Die Banalität des Blöden

NZZ am Sonntag 6.12.2020, Kultur, von Anna Kardos

Ohne Suchmaschinen und GPS wären wir im Alltag aufgeschmissen. Doch indem wir Wissen bequem outsourcen, statt es mühsam zu memorieren, werden wir je länger, je dümmer. Von Anna Kardos

Das Zeitalter des Wissens ist vorbei», durchfuhr es mich. Ich stand da, in der Hand das Smartphone, im Kopf die Frage der Kinder nach den Planeten des Sonnensystems. Stand da und googelte, was ich doch eigentlich wusste. Lag es an diesem «eigentlich»? Daran, dass Kinder sich alles einprägen – auch Fehlinformationen? Oder lag es schlicht an der digitalen Omnipräsenz von Antworten, allzeit griffbereit, verfügbar und bequem? Immer öfter greifen wir zu Smartphone und Computer, wenn es um Fakten, Rechtschreibung und Routen geht. Warum? Verlassen wir uns lieber auf Google als auf unser Gehirn?

Schliesslich wurde die Generation der heute 40-Jährigen noch in eine Welt ohne Internet hineingeboren. Als Kind kannte man die Telefonnummern sämtlicher Freundinnen auswendig, genauso die Abfahrtszeiten von Tram und Bus. Etwas später an der Kantonschule verachtete man zwar das Auswendiglernen um des Auswendiglernens willen (schliesslich war man jung und wild), beugte sich diesem aber trotzdem (die Wildheit hatte angesichts des Latein-Schwerpunkts offenbar Grenzen). Stellvertretend belächelten wir den Mathelehrer, der bei «Wetten, dass . . .?» das Saalpublikum nach Geschlecht memorierte und als «Frau-Mann-Frau-Frau . . .» wieder aufsaute. Welch sinnlose Verschwendung von Gehirnmasse!

Tieferen Eindruck hinterliess die Deutschlehrerin, die uns einbläute: «Lernt Gedichte! Solltet ihr je in die Lage kommen, alles zu verlieren, habt ihr wenigstens Gedichte im Kopf!» Das klang spannend. Wir malten uns aus, wie wir in Dunkelhaft festgehalten wurden oder blind darniederlagen. So gesehen, erschien Wissen durchaus als existenziell.

Schon für die Generation unserer Grosseltern war angesichts von Krieg und Kommunismus Wissen eine Art Reichtum gewesen. Es galt: «Was man im Kopf hat, kann einem niemand nehmen.» Adäquat inszeniert wurde Bildung sogar zum Statussymbol. So setzte man sich in sozialistisch regierten Ländern statt mit einer französischen Tasche in der Armbeuge mit einem französischen «Pardon» auf den Lippen vom vermeintlichen Pöbel ab, und ein enzyklopädisches Wissen verlieh seinem Besitzer den Adel des Geistes – der reale war abgeschafft.

Nur: Wenn Wissen derart bedeutend ist, warum verliert es neuerdings so an Wert? Dahinter steckt weniger Absicht als schlicht die Banalität des Blöden, nämlich: Bequemlichkeit. Mit unseren ersten Mobiltelefonen begannen wir, Telefonnummern extern zu speichern, mit der Verbreitung des Internets, uns Fakten nicht mehr einzuprägen. Zwar spricht nichts dagegen, selten gebrauchte Informationen pragmatisch auszulagern. Wenn nur kein Aber wäre.



Die Psychologie kennt dieses seit 1927 als Zeigarnik-Effekt, gemäss dem erledigte Handlungen nur halb so gut im Gedächtnis haften wie unerledigte. Wer also weiss, dass eine Information anderswo abrufbar ist, prägt sie sich weniger ein. «Damit verhindern wir, dass unser Gehirn sich die Mühe macht, hier noch etwas abspeichern zu wollen», sagt Gehirnforscher Manfred Spitzer. Wie viele Nullen hat eine Billion? Wie schreibt man nochmals Chrysanthemen? Wann wurde John F. Kennedy erschossen? Auch nach mehrfachem Googeln merkt man es sich nicht und wird die Information weiterhin extern abrufen müssen.

Sogar bereits vorhandenes Wissen entwickelt eine immer kürzere Halbwertszeit, laut der Hirnforschung selbstverschuldet: Wir haben uns angewöhnt, das graue Getriebe gar nicht erst anzuwerfen, wenn es um Informationen geht, die das Netz in Sekundenschnelle ausspuckt. Statt scharf nachzudenken, googeln wir. Gemäss Gehirnforscher Manfred Spitzer funktionieren Synapsen aber wie Muskeln: Um leistungsfähig zu sein, müssen sie trainiert werden.

Die Alarmglocken schrillen erst Jahre später. Wenn man planlos in der Gegend herumkurvt – weil sich der zigfach gefahrene Weg ohne Navi als unauffindbar herausstellt. Und es kommt noch dicker. Nachdem wir unser Wissen delegiert haben, ist jetzt unser Denken an der Reihe. So stutzte ich neulich zwar, als die Fahrplan-App für eine Strecke von 20 Kilometern in die Agglomeration anderthalb Stunden Fahrtzeit angab, aber die App musste es ja wissen (ich hatte versehentlich die rollstuhlgängige Verbindung angewählt). Einer befreundeten Familie stellte der Hauslieferdienst 36 Liter Frischmilch, 48 Eier und 15 Kilo Naturjoghurt vor die Türe. Sie habe den Einkauf als teuer empfunden, sich aber nichts weiter gedacht, so die Freundin (die Lebensmittel konnten nur als Einheiten zu 6 Stück gekauft werden). Ob auf dem Gotthardpass oder bei den Grossbanken: Lastwagen bleiben in Serpentincurven stecken, weil sie mit einem PKW-Navi unterwegs sind, auf Konten fehlen Millionen, weil nur noch der Rechner rechnet. Selber denken? Es scheint, als hielten wir das im Kopf nicht aus.

Früher habe er eine Pointe nach der anderen abschiessen können, stellte Harald Schmidt am Ende seiner Fernsehkarriere fest. Heute müsse er das Publikum erst zwei Minuten lang auf einen entsprechenden Wissensstand bringen, damit er überhaupt eine Pointe setzen könne. Natürlich gibt es Schlimmeres, als Harald-Schmidt-Witze nicht zu verstehen. Aber was beim Witz nicht funktioniert, funktioniert auch beim Denken nicht. Es braucht ein bestehendes Gerüst an Informationen, um diese überhaupt vernetzen zu können. Und es braucht einen Denkprozess, damit das Vernetzen auch stattfindet. Sonst heisst es bei Anspielungen, historischen Bezügen und Intertextualität: Fehlanzeige. Und was Gespräche und Diskussionen angeht: Wie sollen diese ohne stichhaltige Begründungen aussehen? Indem wir rufen: «Moment, ich muss kurz ein Argument googeln?» Da hilft auch unsere vielbeschworene neue Fähigkeit nicht, rasend schnell Informationen zu finden. Wer jeden Fakt einzeln abrufen, ist behäbig. Und plötzlich sieht die digitale Revolution ziemlich alt aus.

Für den Philosophen René Descartes stand fest: «Ich denke, also bin ich.» Er, der jeden Begriff, jede Erscheinung hinterfragte, sah einzig sein eigenes Denken als unumstössliche Tatsache. Wir dagegen entsorgen unseres aus lauter Bequemlichkeit. Dreht man den Satz von Descartes um, kommt man zum erschreckenden Schluss: Wenn ich aufhöre zu denken, was bleibt noch von mir übrig? Die Frage kann wohl jeder nur für sich beantworten. Und jetzt bitte nicht googeln.



«Es ist schon ein fragwürdiges Schulsystem»

Tages-Anzeiger 9.12.2020, Leserbriefe

Abklärungen und Therapien «Mit dem Kind stimmt etwas nicht», TA vom 5.12.

Teurer Aufwand

Hier wurde eine Situation geschildert, die in vielen Kindergärten anzutreffen ist. Als Senior Pro Senectute in drei Abteilungen habe ich genau jene Probleme, welche die Autorin nennt, schon mehrmals erlebt. Ein Kind stört laufend, schlägt andere, flippt oft aus und macht der Kindergärtnerin das Leben schwer. Letztere möchte dies natürlich nicht als Dauerzustand akzeptieren und befürwortet eine Abklärung durch den schulpsychologischen Dienst, doch den Eltern scheint dies übertrieben. Ich habe für beide Seiten Verständnis. Man muss aber schon sehen, dass eine Kindergärtnerin nebst einem solchen störenden Kind oft noch mehr als 20 andere Kleine zu betreuen hat. Im Fall von Frau Sommer hat man dann offenbar mit dem Beizug einer «Klassenassistentin» eine Lösung gefunden - allerdings eine sehr kostspielige. Es ist schon ein fragwürdiges Schulsystem, wenn eine zusätzliche Person eigens dafür angestellt werden muss, um ein einzelnes Kind zu betreuen. Leider wurden an Schulen und Kindergärten die Kleinklassen abgeschafft. Aber Lehrerinnen und Lehrer haben durchaus recht, wenn sie sich trotz diesem Fehlentscheid in ihren normalen Abteilungen nun nicht alles gefallen lassen.

Hans-Peter Köhli, Zürich

Eine Frage der Betrachtung

Das Abklären, Diagnostizieren und Therapieren hat über die letzten Jahre tatsächlich stetig zugenommen, und die Ursachen dafür sind vielschichtig. Ob man diese Tatsache so sehen möchte, dass mit einem Kind etwas nicht stimmt, oder aber, ob man es in seiner Gesamtheit möglichst gut verstehen will, ist eine Frage der Betrachtung. In der schulpsychologischen Arbeit verstehen wir unsere Aufgabe nicht darin, nach Defiziten eines Kindes zu suchen, sondern die Bezugspersonen zu beraten, wie sie mit seinen Bedürfnissen umgehen können, um es in seiner individuellen Entwicklung zu unterstützen. Erfreulicherweise haben die meisten Eltern und Lehrpersonen diese Sichtweise und nehmen sich Zeit für den interdisziplinären Austausch wie auch für die Reflexion ihrer eigenen Rolle. Mit dieser Haltung entsteht bei einem Kind während des Untersuchungsprozesses auch nicht der Eindruck, dass mit ihm etwas nicht stimmt, sondern es darf sich als Gegenüber erleben, an dem man interessiert ist und deshalb mehr erfahren möchte.

Bigna Bernet Co-Präsidentin der Vereinigten Schulpsychologinnen und Schulpsychologen des Kantons Zürich



Der letzte Schrei German is too big to fail!

Lvb inform Dezember 2020, Philipp Loretz

Unersetzliche Grundlagen

Über welche entscheidenden Fähigkeiten angehende Studentinnen und Studenten für eine erfolgreiche Universitätskarriere verfügen müssten, wurde ein Universitätsrektor in einem Radiointerview gefragt. Antwort: solide Deutsch- und Mathematikkenntnisse. Es sei ihm gar nicht mal so wichtig, welche Themen in anderen Fächern erarbeitet würden. Ohne fundiertes mathematisches Denkvermögen aber sei ein naturwissenschaftliches Studium aussichtslos. Und ohne sicheres Beherrschen der deutschen Sprache in Wort und Schrift liessen sich keine den universitären Qualitätsanforderungen entsprechenden Arbeiten verfassen.

Auch an den Pädagogischen Hochschulen geniessen Mathematik und Deutsch einen hohen Stellenwert. Wenn angehende Lehrpersonen scheitern, sei dies nicht primär mangelhaften pädagogischen Fähigkeiten geschuldet, sondern ungenügenden Deutsch- und Mathematikkenntnissen, so die Feststellung. Diese Tatsache ist mitunter ein Grund dafür, warum auch die Verantwortlichen der basellandschaftlichen Fachmittelschulen auf ebendiese Grundlagenfächer fokussieren und in Mathematik und Deutsch keine Abstriche akzeptieren.

Im Gesprächen mit Wirtschaftsvertretern wird mir regelmässig beschieden, wie zentral gute Deutsch- und Mathematikkenntnisse auch in der Berufsbildung seien. Bei der Rekrutierung von Lernenden im kaufmännischen Bereich beispielsweise richte man ein besonderes Augenmerk auf die Basics hinsichtlich Grammatik und Stilistik.

Man ist sich folglich auf breiter Front einig: Gute Deutschkenntnisse sind matchentscheidend. Gleichzeitig wird eingeräumt, dass Fachmittelschulen viel Zeit in die Vermittlung basaler Grundkompetenzen investieren müssten (faktisch ein Nachholen verpasster Lernfortschritte während der obligatorischen Schulzeit), die sprachlichen Anforderungen für einen Teil der PH- Studierenden eine zu hohe Hürde darstellten und es auch um die von universitären Hochschulen vorausgesetzte Studierfähigkeit nicht zum Besten bestellt sei. Der beunruhigende Befund schliesslich, dass vermehrt nur noch Abgängerinnen und Abgänger der Sek P die Voraussetzungen für das erfolgreiche Absolvieren einer Lehre im kaufmännischen Bereich mitbrächten, verdeutlicht, dass Wunsch und Wirklichkeit immer weiter auseinanderdriften.

Streichkonzert

Mir scheint, dass der Faktor Zeit im Bezug auf diesen Abwärtstrend eine wesentliche Rolle spielt. Starviolinist David Garrett erklärte in einem Interview, dass er sich nur sehr selten Ferien gönne. Würde er nämlich zwei Wochen lang nicht üben, bräuchte er zwei Monate, um sich zurück auf denselben Stand wie vor Urlaubsbeginn zu fiedeln.

Bekanntlich ist Garrett bereits ein Meister seines Fachs, was man von Sekundarschülerinnen und -schülern hinsichtlich ihrer Deutschfertigkeiten kaum behaupten kann. Trotzdem hat es die Politik im Zuge von HarmoS, Lehrplan 21 und Stundentafel-Revision geschafft, an den Sekundarschulen, um im musikalischen Jargon zu bleiben, ein veritables Streichkonzert zu veranstalten, was dazu beiträgt, dass immer mehr Lernende im sprachlichen (Orchester-)Graben landen.



Ein Drittel weniger

Mit der Umstellung auf 6/3 brachen dem niveaudifferenzierten Deutschunterricht auf der Sekundarstufe I mit einem Schlag fünf Jahreslektionen weg, was rund 180 Lektionen entspricht. Man kann nun einwenden, dass es sich bei dieser Kürzung lediglich um eine Verschiebung von einer Schulstufe auf die andere gehandelt habe. Rein rechnerisch mag das stimmen. Aber auf den zweiten Blick wird klar, dass auch die beste Binnendifferenzierung in den hochgradig heterogenen Primarschulklassen keinen niveauspezifischen Fachunterricht zu ersetzen vermag.

Mit der Einführung der Projektarbeit im letzten Sekundarschuljahr wurde dem Deutschunterricht eine weitere Jahreslektion im Umfang von noch einmal 37 Lektionen entzogen. Abhängig von der teilautonomen und deshalb variablen Umsetzung der Projektarbeit sind es an manchen Standorten sogar noch deutlich mehr. Der Einwand, die Lernenden würden beim Verfassen einer Projektarbeit ja gerade ihr sprachliches Vermögen anwenden und trainieren, hat sich nachträglich als falsch erwiesen: Rein schriftliche Arbeiten stellen nämlich Ausnahmen dar. Auch Schülerinnen und Schüler im Niveau P entscheiden sich oft für praktische Themen. Das Führen eines simplen Arbeitsprotokolls aber vermag in Sachen Lerneffekt dem Erschaffen verschiedener anspruchsvoller Texte zu vielfältigen Themen – im früheren System mit weit mehr Deutschunterricht im 9. Schuljahr noch möglich – ganz sicher nicht das Wasser zu reichen.

Mit dem Einzug der Anwendungen in Medien und Informatik wurden durch den kantonalen Sparmodus mindestens 20 weitere Deutschlektionen nonchalant zweckentfremdet. Selbst den Pilotklassen, die am Projekt «Digitale Lernbegleiter» teilnahmen, gestand man nicht einmal die wenigen ICT-Lektionen zu. So wurden im Baselbiet ICT-Basics – vom Zehnfingersystem über Betriebssystemkenntnisse und Dateistrukturen bis hin zum Setzen von Lesezeichen – im Umfang von rund 40 Lektionen plötzlich unter dem Label «Deutschunterricht» verkauft. Ein Etikettenschwindel par excellence.

Im System 5/4 (5 Jahre Primar- und 4 Jahre Sekundarschule) hatten an den Sekundarschulen 740 Lektionen für Deutschunterricht zur Verfügung gestanden. Übrig geblieben sind heute noch knapp 500 Lektionen – eine Reduktion um ein Drittel also!

Anderswo undenkbar

Urs Lehmann, Präsident von Swiss-Ski, würde geteert und gefedert, sollte er das Trainingsvolumen von Wendy Holdener, Beat Feuz & Co. auf Schnee massiv verringern und stattdessen Einheiten in Minigolf und Bogenschiessen als «Skiweltcup-relevant» deklarieren.

Das Bundesamt für Zivilluftfahrt würde sofort intervenieren, falls die «Swiss» die Flugstunden angehender Piloten auf zwei Drittel zusammenstreichen würde.

Das Schweizer Jugend-Sinfonie-Orchester müsste sein Repertoire von anspruchsvollen Werken aus allen Epochen der klassischen Musik auf Adaptionen simpler Schlager umstellen, falls ein beträchtlicher Teil der Proben und Konzertauftritte dauerhaft wegbrechen würde.

Und das Beherrschen der deutschen Sprache? Wie wichtig diese Kompetenz aus einer gesamtgesellschaftlichen Perspektive heraus weiterhin ist, unterstrich Peer Teuwsens kürzlich publizierter Appell: «Wir riskieren viel, wenn wir die Sprache, die wir als Kommunikationsmittel unter uns deutschsprachigen Menschen verwenden, nicht gründlich erwerben. [...] Nur wer die deutsche Sprache beherrscht, kann aktiv an unserer Gesellschaft teilhaben, an ihrer Geschichte, ihrer Gegenwart, ihrer Zukunft. Die deutsche Sprache ist



der Schlüssel zu fast allem. [...] Die Politik hat vor lauter Befriedigung von Partikularinteressen den Fokus auf den Kern jeder Bildung verloren: die Ausdrucksfähigkeit. [...] Wer sich damit bescheidet, seine Sprachkenntnisse auf eine Bierbestellung zu reduzieren, hat sich von einem Miteinander verabschiedet.»²

Anlass zur Hoffnung

Die schlechten Resultate der Baselbieter Schülerinnen und Schüler im Kontext der ersten Überprüfung schulischer Grundkompetenzen (ÜGK) haben Bewegung in die Sache gebracht. Eine Rückkehr zur Stärkung des Deutschunterrichts fand Eingang in die politische Diskussion. Auch der LVB war eingeladen, sich im Gremium «Plattform Bildung plus» unter Vorsitz von Bildungsdirektorin Monica Gschwind einzubringen. Bei Redaktionsschluss des vorliegenden Hefts war die Kommunikation von Beschlüssen des Regierungsrats zur Zukunft der Volksschule für Anfang Dezember anberaumt.

20.12. 2020 | «Starke Volksschule Zürich» | www.starkevolksschulezh.ch | info@starkevolksschulezh.ch

² Peer Teuwsen: Lernt endlich Deutsch!, NZZ am Sonntag, 31. Oktober 2020